№ 7. **Beiblatt** 1863.

zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Die Geschichte einer Unverheiratheten.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Richard hatte mir ein Brautkleid von indischem Muslin und einen schweren grauen Seidenstoff zum Reisekleid mitgebracht und beides wurde von meinen wenigen Freudinnen ebenso laut bewundert, wie der reiche Spitzenschleier, die feinen Handschuhe, das gestickte Battisttuch und die Atlasschuhe, welche mir auf Richard's Anordnung aus Hamburg geschickt wurden.

„Mit welcher liebenswürdigen Aufmerksamkeit hatte er Alles arrangirt, wie vorsorglich hatte er an Alles gedacht — und doch fing ich an an seiner Liebe zu zweifeln! Warum vermied er so sorgfältig mit mir allein zu sein? Warum forderte er stets Elisabeth oder einen meiner Brüder auf, uns zu begleiten, wenn wir spazieren gingen? Warum sahen seine Augen so müde und traurig aus, warum lächelte er so selten? War sein Benehmen das eines Bräutigams, der das Weib seines Herzens in wenigen Wochen heimzuführen gedenkt?

„Darnach schwieg ich. Was hätte ich auch sagen können? Ich fuhr fort die Vorbereitungen zu meiner Hochzeit eifrig zu betreiben, aber meine Augen waren dabei oft genug trübe und meine Hand zitterte. Dann suchte ich wieder die bösen Ahnungen, die in mir aufstiegen, zu besiegen. Ich lachte über mich selbst, über meine eigenen thörichten Gedanken und wenigstens gelang es mir vollkommen, meine geheime Unruhe vor Richard zu verbergen.

„Eines Tages fühlte ich mich beklommener als je. Ich nahm meine Arbeit und ging hinaus in das Gehölz, das sich unmittelbar hinter unserm Garten ausdehnte. Ich wollte nach dem Platze gehen, wo wir an jenem Abend gesessen hatten, als Richard mir seine Liebe gestand. Als ich näher kam sah ich, daß er selbst dort war.

„Er saß auf jenem bemoosten Felsblocke, der uns damals als Sitz gedient hatte, aber sein Ansehen war nicht das eines glücklichen Liebhabers, der den Ort aufsucht, an welchen sich süße Erinnerungen knüpfen. Hatte ich jemals Verzweiflung auf dem Gesicht eines Menschen ausgedrückt gesehen, so war es in diesem Momente auf dem seinigen. Seine Hände hingen schlaff herunter, seine Gestalt war in sich selbst zusammen gesunken, kurz seine Haltung sprach dieselben Empfindungen aus, die sich in seinen Augen spiegelten.

„In diesem Momente drang die ganze furchtbare Wahrheit mit unwiderstehlicher Gewalt auf mich ein. Ich wußte in diesem Augenblicke mit unumstößlicher Gewißheit, daß der Mann, an dem ich mit jeder Faser meines Herzens hing, mit dem sich jeder meiner Träume, jede meiner Hoffnungen für die Zukunft verwebt hatten, mich nicht mehr liebte!

„Die Erkenntniß war mir gekommen wie ein Blitzstrahl und eine Weile stand ich wie erstarrt im Schmerz — dann faßte ich mich mit einer fast übermenschlichen Anstrengung und trat zu ihm.

„Richard," sagte ich mit erzwungener Ruhe, „was hast Du; warum bist Du so traurig und verstimmt?"

„Ueberrascht und zugleich ungeduldig fuhr er auf. Ich glaube, er hielt es für das Beste, meine Fragen durch eine heftige Antwort abzuschneiden.

„Welche wunderlichen Geschöpfe seid Ihr Frauen," sagte er in zornigem Tone. „Wenn ein Mann nicht immer lächelt, so ist er in Euern Augen verstimmt und launenhaft. Nicht zufrieden, daß er Euch sein ganzes Leben widmet, möchtet Ihr auch, daß sich jede Muskel seines Gesichts Euern Einfällen unterordnete."

„Ich blieb ruhig, denn ich dachte in diesem Augenblicke nicht an mich und mein Leid, sondern nur an ihn.

„Es thut mir leid, wenn ich Dich durch meine Frage verletzt habe," sagte ich sanft. „Aber es wird gewiß nicht wieder geschehen, Richard, denn ich komme, um Dir Dein Wort zurückzugeben."

„Er starrte mich einen Moment an als hätte er mich nicht verstanden, dann brach er in ein zorniges Lachen aus.

„Nun sage mir noch Einer, daß das Herz eines Weibes beständiger ist als eine Wetterfahne!" rief er höhnisch. „Darf ich vielleicht fragen, warum Du mir Dein Jawort gegeben hast, oder warum Du es jetzt zurückziehst?"

„Als ich Dir mein Wort gab, da schwurst Du mir, daß Du nichts auf der Welt mehr liebtest als mich, daß Du keinen heißeren Wunsch hättest, als meinen Besitz;“ antwortete ich fest. „Kannst Du mir heute in's Auge sehen und diesen Schwur wiederholen? Ich versprach Dein Weib zu werden, Richard, weil ich an Deine Worte glaubte, und wenn ich heute mein Wort zurücknehme, so ist's nicht, weil mein Gefühl für Dich erkaltet ist, sondern weil Du mir jetzt vielleicht theurer bist als damals. Ich habe Dich zu lieb, Richard, um Dich unglücklich zu sehen und könnte den Gedanken nicht ertragen, daß Du es meinetwillen geworden wärest. Ich weiß, daß Du mich nur aus Pflichtgefühl heirathen würdest, nicht aus Neigung. Du würdest das Band, das uns aneinander fesselt, nicht geknüpft haben, wenn Du damals die Welt besser gekannt hättest; Dein Entschluß war eine Uebereilung und darum gebe ich Dich frei, wie es meine Pflicht ist.“

„Meine Worte rührten ihn und besänftigten sein Mißtrauen. Er machte selbst einen Versuch mich zu überreden, daß sein Gefühl für mich unverändert dasselbe geblieben, daß die Verbindung mit mir immer noch sein Herzenswunsch wäre — und Gott weiß, wie gern ich ihm geglaubt hätte, aber ich konnte es nicht. Das liebende Weib ist, so viel man auch das Gegentheil behaupten mag, selten durch die falschen Betheuerungen eines Mannes zu täuschen. Es giebt einen Instinkt des Herzens, der uns die Wahrheit erkennen läßt, wenn wir sie nur erkennen wollen. Ich wußte, trotz Allem was er sagte, daß ich ihn nicht mehr glücklich machen konnte, und war fest entschlossen unser Verhältniß zu lösen, sollte ich auch selbst darüber zu Grunde gehen.

„Und endlich besiegte ich auch Richards Widerstand. Er gab zu, daß sich sein Gefühl für mich in brüderliche Zuneigung verwandelt habe; aber dies Geständniß genügte mir nicht. Ich wollte mehr wissen! Ich mußte erfahren, ob er eine Andere liebte. Es schien mir als könnte eine solche Gewißheit dazu beitragen, die blutende Wunde meines Herzens zu heilen, und so kämpfte ich die entsetzliche Qual in meinem Innern wenigstens für den Moment soweit nieder, daß ich anscheinend ruhig fragen konnte, wer die Glückliche sei, die seine Liebe gewonnen hätte.

„Er erzählte mir nun, daß die Tochter eines Compagnons seines Onkels der Magnet war, dem er nicht zu widerstehen vermochte. Er hatte, wie er mir versicherte, nicht geglaubt, daß sie ihm gefährlich werden könnte. Die Leidenschaft für sie war gleichsam ohne sein Wissen in ihm emporgewachsen und niemals hatte ihr ein Wort oder ein Blick seinen Gemüthszustand verrathen.

„Ich glaubte ihm, was er sagte, denn ich wußte, daß er ein Ehrenmann war durch und durch. Er hatte, so erzählte er mir, nicht einen Moment daran gedacht, sein Verhältniß zu mir zu lösen; im Gegentheil hatte er gehofft im Frieden des häuslichen Lebens seine Leidenschaft für Constanze zu vergessen — aber ich sah wohl, daß diese Leidenschaft sein ganzes Herz gefangen hielt. Er versuchte mir zu verbergen, wie tief dies Gefühl ihn bewegte, aber es gewährte mir eine Art wollüstiger Qual, ihm ein volles Geständniß abzulocken. Ich ließ mir von ihrer Schönheit, ihrer Anmuth und Bildung erzählen, und sagte mir innerlich, daß die Frau, die Richard lieben sollte, nur so sein konnte, wie er Constanze beschrieb.

„Ich glaubte in Schmerz vergehen zu müssen, während dieses Gesprächs, aber mein Stolz hielt mich aufrecht. Keine Klage kam über meine Lippen, keine Thräne in mein Auge. Richard hatte keine Ahnung von der Tiefe meiner Qual. Er meinte, ich nehme die Sache ziemlich leicht und ich that Alles, um ihn bei diesem Glauben zu erhalten. Ich versprach ihm eine treue Schwester zu sein, auf die er in allen Lagen des Lebens rechnen könnte und ich sah, wie ihm dies Versprechen eine Last von der Seele nahm. Als wir von einander schieden, war er mir vielleicht herzlicher zugethan als das letzte Mal, da er als Bräutigam zu mir zurückkehrte.

„Richard reiste unmittelbar nach unserer Unterredung wieder nach Hamburg ab; konnte doch sein längeres Bleiben für uns Beide keine Freude sein. — Meiner Familie theilte ich die ganze Wahrheit mit, sonst sprach ich mit Niemandem über die plötzliche Lösung meiner Verlobung und überließ es den Leuten, sich die Sache zu erklären, wie sie wollten.“

Tante Veronica schwieg sichtlich bewegt.

„Wie hast Du das ertragen können, Tante? Ich an Deiner Stelle würde gestorben sein!“ rief ich, indem ich ihre Hände an meine Lippen zog.

„Das glaubt jedes junge Mädchen,“ fuhr sie mit sanfter Stimme fort. „Aber man stirbt nicht so leicht! Auch ich bin, wie Du siehst, nicht gestorben, wenn es mir auch eine Zeitlang schien als wäre jede Lebensfreude, jede Hoffnung auf Glück für immer dahin.

„Am schmerzlichsten war mir lange Zeit der Anblick meines Brautkleides. Ich legte es endlich in den neuen Koffer, welcher für die Hochzeitsreise angeschafft worden war. Sorgfältig faltete ich die graue Seidenrobe zusammen, dann das duftige, durchsichtige Muslinkleid — oben darauf legte ich den Spitzenschleier. Dann streute ich Rosenblätter und Lavendelblüthen darüber und verschloß Alles. Der Muslin und die Spitzen sind vergilbt, die Rosenblüthen und Lavendelblüthen verblaßt und verwelkt. Mir selbst ist's gegangen wie ihnen!

„Und dann habe ich mich aufgerafft und habe nach

wie vor die Pflichten erfüllt, die mir gegeben waren. Mein Vater bot mir an, mich für einige Zeit zu seiner Schwester zu senden, die in einer entfernten Stadt wohnte. Er meinte, daß eine Veränderung des Ortes, einige Zerstreuung mir wohl thun würde, aber ich konnte mich nicht dazu entschließen. Ich zog vor daheim zu bleiben im Kreise der Menschen, bei denen mein Herz fortan allein seine Heimath zu suchen hatte.

„Nur eine Veränderung nahm ich vor. Mein Zimmerchen lag in dem Seitenflügel des Hauses, dessen Fensterchen sich nach dem Walde hin öffneten. Hier hatte ich oft in warmen Sommernächten gesessen, von Richard geträumt, auf das melodische Rauschen und Säuseln der Bäume gehört, das der Wind zu mir herübertrug und den balsamischen Duft des Waldes eingesogen — diesen Duft, diese Musik konnte ich nicht mehr ertragen. Ich verlegte mein Zimmer nach der andern Seite des Hauses und nahm mein jüngstes, fünf Jahre altes Schwesterchen zu mir. Wenn meine Thränen mehr als einmal Nachts auf das goldige Haar des Kindes gefallen sind, so haben sie wenigstens seinen friedlichen Schlummer nicht gestört.

„Im nächsten Sommer brachte Richard seine junge Frau nach Hause. Ehe sie kamen, hatte er mir seine Verbindung angezeigt und mich auf dies Wiedersehen vorbereitet. Er nannte mich in dem Briefe: theure Schwester und bat mich, seine Constanze freundlich aufzunehmen und sie um seinetwillen lieb zu haben. Ich versprach es ihm. Vielleicht war es nur die alte Gewohnheit, jeden Wunsch Richard's zu erfüllen, die mich dazu bestimmte, vielleicht auch der Entschluß mir auch das Schwerste nicht zu ersparen, sondern den Verhältnissen muthig in's Auge zu schauen — genug ich willigte ein sie zu sehen, und zwei Tage darauf machte mir das junge Ehepaar seinen Besuch.

„Als ich Constanze sah, begriff ich freilich vollkommen, daß ich Richard hatte verlieren müssen. Wie schön war sie, wie graziös, wie vornehm und fein gebildet. Sie erschien mir wie eine weiße Lilie, so rein, so keusch, so zart! Diese feinen, schön geformten Hände waren nicht durch Arbeit entstellt, diese schlanken Schultern hatten sich nie unter einer Last gebeugt. — Und ein Blick genügte, um mich zu überzeugen, daß sie eben so gut war als schön. Ein klarer Sinn, ein zärtliches Herz sprachen aus ihren blauen Augen, ein weiches Gemüth aus den weichen Linien um Kinn und Lippen. Ich konnte Richard weder zürnen noch ihn tadeln. Ich sah, daß sie vor tausend Anderen geschaffen war, ihn zu beglücken und ich gab mir Mühe in der Seligkeit der Beiden mein eigenes bitteres Leid zu vergessen.

„Ich habe damals schwer gekämpft und redlich gegen mich selbst gerungen, aber der Himmel weiß, wie lange Zeit ich gebraucht haben würde, um das Gleichgewicht der Seele wieder zu finden, hätte mich nicht ein neues großes Unglück betroffen.

„Mein Vater wurde plötzlich blind. Natürlich geschah sogleich Alles, um das Uebel zu heben, aber die Mittel unsers Arztes, eines einfachen Landdoctors, zeigten sich als gänzlich wirkungslos. — Als Richard von dem Schlage hörte, der uns betroffen hatte, sandte er uns einen berühmten Augenarzt, der meinen Vater untersuchen sollte — aber der Ausspruch desselben vernichtete, statt uns Trost zu geben, unsere letzte Hoffnung. Er erklärte das Uebel für unheilbar und es blieb uns nichts übrig, als unseren künftigen Lebensplan nach diesem Urtheilsspruche einzurichten.

„Wir verpachteten die Oekonomie, Elisabeth übernahm von jetzt an die Sorge für den dadurch bedeutend vereinfachten Haushalt; ich widmete mich beinahe ausschließlich der Pflege und Unterhaltung meines armen Vaters und ich hoffe, daß ich ihm während der vier Jahre, die er noch mit uns verlebte, das Licht der Augen soweit ersetzt habe, als dies nur immer in der Macht eines Menschen steht.

„Mir wurde das Unglück, so furchtbar ich sein Gewicht auch täglich und stündlich fühlte, in einer Beziehung zum Segen. Es zog mich von meinem eigenen, egoistischen Schmerze ab und brachte mir endlich den innern Frieden, der uns selten fehlen wird, wenn wir uns ernstlich bestreben mit allen unsern Kräften für das Wohl Anderer zu arbeiten.

„Richard und seine Frau sah ich nach jenem ersten Besuche nicht wieder. Sein Vater vertauschte bald nachher seine Besitzung gegen ein größeres zwanzig Meilen entferntes Gut, damit hörte für Richard jede Veranlassung auf unsere Gegend zu besuchen und so wurde auch von dieser Seite meine mühsam erkämpfte Ruhe nicht gestört.

„Nach vier Jahren schlossen sich die Augen meines Vaters zum ewigen Schlummer und die Sorge für meine jüngeren Geschwister fiel nun ausschließlich mir anheim. Leider sollte ich aber das Glück, sie alle um mich versammelt zu sehen, nicht allzulange genießen. Zuerst heirathete Elisabeth, dann verließen meine vier Brüder, einer nach dem andern, das Dach des väterlichen Hauses, um sich ihren Platz in der Welt zu suchen, und endlich zog auch die jüngste meiner Schwestern, die blonde, blauäugige Louise, hinaus in die Ferne. Sie folgte, wie es nun einmal unsere Bestimmung ist, dem Manne ihrer Wahl und ich blieb allein.

„Bald darauf hörte ich, daß Richards Frau gestorben war und ihm ein einziges Kind, das letzte von vier Geschwistern, hinterlassen hatte. Dann vergingen sieben lange Jahre, ohne daß ich von ihm hörte.

„Gegen das Ende des siebenten Jahres erhielt ich einen Brief, auf dessen Adresse ich Richards Handschrift

sogleich erkannte, obwohl ich diese seit langen Jahren nicht gesehen hatte.

„Der Brief enthielt folgende Zeilen:

„Meine liebe Veronica!

„Du sagtest mir einst, daß ich in jeder, auch der schwersten Lage des Lebens auf Deine Freundschaft bauen dürfe. Gedenkst Du noch jenes Versprechens und hältst Du es noch immer für bindend, so komm jetzt zu mir. Ich habe nur noch eine kurze Spanne Zeit zu leben und möchte meine Tochter in Deine Arme legen, ehe ich scheide. Es giebt, außer Dir, Niemanden in der Welt, dem ich das Schicksal meines einzigen Kindes mit Ruhe anvertrauen könnte.

Dein Bruder Richard."

Als Tante Veronica die Worte dieses Briefes wiederholte, fiel es mir wie Schuppen von den Augen.

„Und dieser Mann war mein Vater, und ich bin das kleine Mädchen, das er Dir auf dem Sterbebette übergab!" rief ich, indem ich neben ihr auf die Kniee sank.

„Du hast Recht, Kind," sagte sie, indem sie mich zärtlich an sich zog. „Es war Dein Vater, der mich vor acht Jahren an sein Krankenbett rief. — Unser Wiedersehen war ein sehr schmerzliches. Ich hatte ihn seit sechszehn Jahren nicht gesehen; damals war er ein schöner, kräftiger, junger Mann, strahlend im Vollgenuß des Glückes, jetzt fand ich ihn über seine Jahre gealtert, von Krankheit gebrochen, mit allen Anzeichen des Todes in den bleichen Zügen wieder.

„Wir waren Beide eine Weile sprachlos; er hielt meine Hand lange in seiner fieberheißen Rechten, dann zog er mich zu sich und küßte mich auf die Stirn, zum ersten Male seit so vielen Jahren.

„Ich hatte Dich alle die Zeit nicht vergessen, Veronica," sagte er weich. „Wenn ich Dir auch kein Lebenszeichen gab, so habe ich doch an allen Deinen Sorgen Theil genommen und aus der Ferne Deine Kraft und Selbstverläugnung bewundert. Als ich hörte, daß Du einsam bliebst, daß Keiner von denen, die um Dich warben, Erhörung fand, da wurde es mir klar, welches bittere Unrecht ich an Dir begangen hatte und ich habe mich unaussprechlich danach gesehnt, Dich um Verzeihung bitten zu können. Willst Du mir den Schmerz vergeben, den ich Dir bereitet habe, Veronica?"

„Ich verzeihe Dir Alles von Herzen, Richard," sagte ich, mühsam gegen meine Thränen ankämpfend. Ich habe Dir längst vergeben — aber wenn noch ein Rest von Bitterkeit in mir gewesen wäre, so hätte ihn diese Stunde ausgetilgt. Was habe ich Dir denn auch zu verzeihen? Nur einen Irrthum — den Irrthum, daß Du mich einen kurzen Moment für eine zu Dir passende Lebensgefährtin gehalten hast, wahrlich nicht Deine Liebe für Constanze."

„Und willst Du meine Bitte erfüllen, Veronica?" fragte er weiter, indem er mit seinen großen, wunderbar glänzenden Augen angstvoll die meinen suchte. „Willst Du meinem und Constanzens Kinde eine Mutter sein?"

„Ich will es?" erwiederte ich, indem ich meine Hand in die seine legte.

„Gleich darauf tratest Du in's Zimmer. Du warst damals ein schlankes, bleiches, neunjähriges Kind mit schimmernden Augen und hellem Lockenhaar — in jedem Zuge, jeder Bewegung das Ebenbild Deiner Mutter. Das was nun folgt weißt Du. Du erinnerst Dich, daß Dein Vater Dich in meine Arme legte und daß, als er nach wenigen Tagen starb, seine letzten Worte ein Segen für uns Beide waren. Dann haben wir ihn begraben und ihn zusammen betrauert. — Seitdem bist Du mir theuer geworden, als wärst Du mein eigenes Kind, und wenn ich Dir die Mutter nicht in allen Stücken ersetzen konnte, so hast Du doch hoffentlich die mütterliche Liebe nicht vermißt."

Sie schwieg und ich sah mit Thränen zu ihr hinauf. Ihr Gesicht war wunderbar verändert. Ein flüchtiges Roth bedeckte ihre sonst so bleichen Wangen, die braunen milden Augen hatten einen feuchten, beinahe jugendlichen Glanz — ein goldener Schein lag auf ihrem Scheitel und einen Moment konnte ich sie mir als das frische, hübsche Mädchen denken, das Hand in Hand mit meinem Vater Wald und Berge durchstreifte — aber es war nur der letzte Strahl der Abendsonne, der sie mit rosigem Lichte übergoß und sie mir wie ein Schimmer der Jugend erscheinen ließ. Einen Augenblick später war sie wieder die früh gealterte Frau mit dem stillen, resignirten Angesicht und dem schlichten, mit Silberstreifen reich durchzogenen Haar.

Für mich aber umgab von dem Tage an ein Heiligenschein die bleiche Stirn meiner Tante Veronica.

S. A.

Eugenie.

Erzählung

von

Mathilde Quednow.

In den Räumen der Akademie hatte die Gemäldeausstellung wieder begonnen. Die aus Bädern und Gebirgsgegenden Heimkehrenden fanden in der Hauptstadt ein Interesse, das sie von den anregenden Reiseerinnerungen des Sommers angenehm durch die kürzer werdenden Tage zu dem Zeitpunkte geleitete, wo die Concert-

säle sich zu öffnen, die ersten Künstler der Bühne wieder aufzutreten pflegen und alle Genüsse des Winters dem bevorzugten Theile der Menschheit entgegenlächeln. Der Fremdenzug, gewöhnlich um diese Zeit besonders stark in der Residenz, schien durch die Kunst, die nur alle zwei Jahre hier ihren Tempel öffnete und diesmal mehr Vorzügliches denn seit langer Zeit darbot, mächtig gelockt und gefesselt, auswärtige und einheimische Damen freuten sich ihre vortheilhaften Herbsttoiletten in gute Gesellschaft führen zu können und nahmen es durchaus nicht übel, wenn neben den gemalten Fleischtönen und Gewandungen auch ihre eignen frischen Wangen, oder in Ermangelung derselben, ihre Amazonenhüte und Sammetmantelets Gegenstände der Betrachtung eines kunstsinnigen Publikums wurden. Junge Elegants, ihren unglücklichen Augen durch Einkneifen kleiner Glasstücke das Fürchterlichste zumuthend, bemühten sich redlich die Erwartungen vorbenannter Damen zu erfüllen, während sie den Bildern hinreichende Aufmerksamkeit zuwandten, um sich mit nothwendigem Unterhaltungsstoff für die Wintersaison anzufüllen. Und schon hatte man in einzelnen Kreisen, die sich zu sammeln begannen, angefangen eine ungeheure Fülle gezierter Kunstkennerschaft und prätentiöser Weisheit auszukramen, wie sie in manchen Cirkeln der Hauptstadt allemal in die erstaunlichste Blüthe zu schießen pflegen, sobald die Wände der Akademie sich wieder mit so und so viel hundert goldumrahmten Schildereien geschmückt haben.

Und dies ist das Ziel, welchem der Künstler, in einsamen Stunden ringend mit der Schönheit, wie einst Jakob mit Jehova, entgegenstrebt, dies die Krone, nach der seine bebende Hand in den lichten Träumen, die dem Genius Muth und der schöpferischen Kraft Ausdauer geben, zu greifen wagt?! Sein Bild, das Kind seines Herzens, dem er, vielleicht in schwachen, ungenügenden Zügen, doch mit der Weihe einer Alles wollenden, Alles hoffenden, Alles glaubenden Begeisterung das Leben seiner tiefsten Seele aufgeprägt, soll es nichts sein als der Sammelplatz einer gelangweilten Coterie, die tausend Gedanken für ihr eigenes Selbst und kaum einen für sein Werk hat? Das echte Kunstwerk, das stolz und schamhaft zugleich, in der Ahnung der eigenen Schönheit erzittert, es soll nur die Zielscheibe kalter, nüchterner Blicke sein, die höchstens Formen und Farben kritisiren, aber keinen Pulsschlag des Geistes vernehmen können? Die willkommene Gelegenheit für das Geschwätz ästhetischer Theecirkel soll es darbieten, oder den letzten Hoffnungsanker eines Tischnachbars, der die schweigsame junge Dame an seiner Seite zu interessiren wünscht? Dies Alles soll es sein und dann fortgeworfen werden auf den großen Trödelhaufen vergessener Eindrücke, abgenutzter Gesprächsstoffe, wie die große Welt deren Dutzende in einem Monat consumirt?

Armer Künstler, der Du mit dem Pinsel, dem Meißel oder der Feder bildest, wenn das Alles ist! Wehe Dir, wenn auf Deiner Schöpfung niemals das Auge geruht, das den Schlüssel zum Geheimniß der Schönheit besitzt, wenn vor derselben nie das Herz geklopft hat, das aus dem todten Werke Dein lebendiges Selbst herauszufühlen versteht! Zu solchen Augen gehört nicht immer die geläufige Zunge, solchen Herzen steht der technische Ausdruck nicht immer zu Gebote und sie schweigen oft mitten in dem modischen Gerede über Dich und Deine Arbeit. Aber sei ruhig, wenn sie Dich ausgefunden haben, so ist Dein Streben und Mühen nicht vergeblich gewesen und ein schöner Lohn wird Dir aufbehalten bis zu dem Tage, wo alle schweigenden Zungen sich lösen und alle stillen Herzen sich aufthun werden, wo jede Seelenverwandtschaft sich erkennen und die Kunst nur deshalb aufhören muß, weil die vollkommene Schönheit allumfassend und keiner stückweisen Darstellung bedürftig sein wird.

Dennoch, so lange sie währt, diese wunderlich zwiespaltige, arme und mit all' ihren Unvollkommenheiten doch geliebte und liebenswürdige Spanne Zeit, die wir das Erdenleben nennen, dennoch ist es schön und unentbehrlich, das feine, gebildete Urtheil, der scharfe prüfende Blick, und zum Heil strebender Künstler sind nicht alle fühlenden Seelen stumm geboren und nicht jeder Kritiker ohne Herz für die Schönheit.

Es giebt Theetische, an denen mit eben so viel Andacht als Verstand über Dein Bild geurtheilt wird, junger Maler, und wohl Dir, wenn Dein Geschick Dich in solche Kreise geführt, Dir das Ohr geöffnet hat für solche Richtersprüche, auf daß weder der trotzige Hochmuth, noch das verzweifelnde Zagen Dich ergreifen mögen, die, Früchte eines Stammes, Tausenden schon entgegenreiften aus der bittern, dornigen Pflanze des Unverstandenseins.

Der kleine Kreis plaudernder Menschen, zu dem wir eintreten, hatte Betrachtungen, den eben mitgetheilten ähnlich, angestellt, ja er hatte die Schlußfolgerung mit dem behaglichen Gefühle gezogen, mit welchem auch der aller Anmaßung fern bleibende sich des Besitzes reicherer Hilfsquellen, die seinem Geiste zu Gebote stehen, weiterer Gebiete, die derselbe beherrscht, ruhig erfreut. Man fühlte und man durfte es fühlen, daß man anders dachte, anders empfand, anders urtheilte als die Mehrzahl derer, an denen man heute Nachmittag in den Sälen der Akademie vorübergestrichen war und der Ernst, mit dem man die empfangenen Eindrücke besprach, zeigte hinlänglich, daß es weder die Mode noch die Langeweile gewesen, welche die Gesellschaft dorthin geführt. Im Gegentheil war man durch einzelne Kunstwerke so lebhaft angeregt, so mächtig ergriffen worden, daß es eben der Wunsch, diese Stimmung im Gespräch

genügend ausklingen zu lassen, gewesen, der die Freunde bewogen, sich Abends in dem Hause Eines derselben wieder zusammenzufinden. Es war auch diesmal bei Demjenigen des kleinen Kreises geschehen, dessen häuslicher Heerd gewöhnlich am liebsten von den Freunden aufgesucht wurde.

Zwei aus der Gesellschaft besaßen ja selbst keine Stelle, welche den Penaten besonders geheiligt gewesen wäre, der jüngere von Beiden, Oskar, ein Schriftsteller und Docent, weil er, kritisch im Leben wie in der Kunst, die Hand noch nicht gefunden, die das Feuer seines Heerdes anzuzünden würdig gewesen wäre, der ältere, Doctor Halmer, weil ihm in seinem Leben von seinen Patienten wenig Zeit gelassen wurde, eine Heimath zu haben und zu vermissen. Vielleicht auch, weil so Viele nicht nur ihren Leib, sondern auch ihre Seele in seine Kur gegeben, weil er so häufig der Vertraute häuslichen Wehs und Jammers gewesen, daß er einer gleichen Erfahrung zu entgehen gewünscht. Endlich waren es vielleicht noch andere Gründe, weshalb Doctor Halmer unverheirathet geblieben; von den jüngern Leuten, in deren Mitte er jetzt saß, kannte ja Niemand seine lange vergangene Jugend, nur das war ihnen Allen gewiß, daß nicht Kälte und Lieblosigkeit des Herzens den Onkel verhindert habe in den heiligen Stand der Ehe zu treten. Den Namen und die Rechte eines werth gehaltenen Onkels ließ sich aber Doctor Halmer gern in dem Hause gefallen, in welchem wir ihn an diesem Abende finden, und das er besuchte, so oft seine ausgebreitete Praxis, die er trotz seines vorgerückten Alters nicht verminderte noch versäumte, eine gesellige Erholung gestattete. Auch war er in der That der jungen Hausfrau und deren anmuthiger Schwester nahe genug verwandt, um sie als Nichten betrachten zu können.

Außer den beiden Junggesellen befand sich noch ein Ehepaar in der Gesellschaft, ein Assessor mit seiner Gattin, kluge, sinnige Menschen, die, erst kürzlich aus der Provinz in die Hauptstadt versetzt, sich aufs Passendste dem kleinen Cirkel eingefügt hatten, mit welchem ein günstiger Zufall sie zusammengeführt. Solche Zufälle sind es, denen man in großen Städten oft die genußreichsten Beziehungen verdankt, welchen man ohne dergleichen Glückssterne oft mühsam und vergeblich nachjagt. Das junge, in der Residenz fremde Paar, hatte die zweite Etage des Hauses bezogen, dessen mittleres Stockwerk von Eduard und seiner Familie, den Wirthen des Abends, bewohnt war. Und Eduard, den eine bevorzugte äußere Lage und die glücklichste innerste Begabung in den Stand setzten, sein Haus jeden Besuchenden lieb und interessant zu machen, empfand es seinerseits als einen Gewinn, wenn die neuen Mitbewohner, die ihn durch gemeinsame Jugendverbindungen näher getreten, an seinem Theetische sich behaglich fühlten.

Diese sieben Personen hatten, während die holde, geistig belebte Wirthin und Marie, ihre Schwester, geräuschlos für die leibliche Erquickung der Gäste sorgten, Gespräche geführt, die, wie schon angedeutet, an die empfangenen Eindrücke anknüpfend, Vieles berührten, was in der menschlichen Seele durch den Genuß eines wahren Kunstwerkes angeregt werden mag. Vornehmlich war es das Gemälde eines in Rom lebenden deutschen Malers von Ruf, das den Ausgangspunkt zu mancherlei Betrachtungen bot. Dasselbe stellte einen biblischen Gegenstand dar und während Zeichnung und Colorit allgemeine Bewunderung hervorgerufen, war dagegen Wahl und Behandlung des Motivs den abweichendsten Urtheilen unterworfen worden.

Die oft gehörten Fragen nach Zulässigkeit biblischer Stoffe für die Malerei in unsrer profanen Zeit waren in Kritiken und Gesprächen bei dieser Gelegenheit häufig wiederholt und man war nicht einig darüber geworden, ob die fast mittelalterliche Naivetät und Einfachheit der Auffassung, die sich in dem Bilde kundgab, dem nach dramatischen Effecten verlangenden Geschmack der Neuzeit gegenüber statthaft sei oder nicht. Selbst in dem kleinen kunstverständigen Freundeskreise machten sich verschiedene Anschauungen geltend, Eduard und Oskar, die mit einander längere Zeit in Italien gewesen, trugen die Ideale Peruginoscher und Rafaelischer Madonnen zu warm und treu im Herzen, um nicht der Richtung das Wort zu reden, welcher der deutsche Künstler, unbeirrt von modernen Ansprüchen gehuldigt. Der Assessor, ein besonderer Freund der neueren belgischen Schule, ließ zwar dem in Rede stehenden Bilde alle Gerechtigkeit widerfahren, neigte sich aber zu der Meinung derer, welche überhaupt diese Seite der Kunst für erschöpft und unsrer Zeitrichtung nicht angemessen halten. Die Frauen erklärten nun gar unumwunden, Rührung und Andacht seien gar schöne Dinge vor einem Gemälde, indessen müsse sich nothwendig, solle man wahrhaft angezogen und gefesselt werden, über das Gegebene hinaus noch Etwas denken lassen, jeder historische oder gar christliche Gegenstand habe auch seine symbolische Seite, die man in der Darstellung angeregt zu sehen wünsche.

Da haben wir's! rief Oskar halb lachend, halb ärgerlich. So weit wären also auch unsre verständigen Freundinnen bereits in der Verschrobenheit von heute gekommen! Das, was Ihr verlangt, ist ja eben Unnatur und Krankheit! Ein Bild, das mit möglichst treuer Hingebung den Moment zur Anschauung bringen soll, muß, um den Forderungen eines überreizten Geschmacks zu genügen, zugleich eine gedrängte historische Uebersicht und eine dreitheilige Predigt mit Nutzanwendung enthalten! Ich erinnere mich, daß, als wir vor einigen Jahren hier Delaroches Marie Antoinette vor dem Revolutionstribunal sahen, eine Dame sich sehr getäuscht erklärte, weiter nichts als ein unglückliches, mißhandeltes Weib zu

erblicken. Sie hätte am Liebsten „symbolisch" eine Geschichte der ganzen Revolution, vielleicht mit einer geschickten Andeutung aller Flüche, die auf den vereinten Häusern Habsburg und Bourbon geruht, irgendwo angebracht gesehen. Sich Etwas denken, das will jetzt Jeder, aber die stille, reine Schönheit still und rein aufnehmen und empfinden, das will, das versteht Keiner mehr!

(Fortsetzung folgt.)

Modenbericht.

(M. Die Masken- und Costümbälle sind an der Tagesordnung und wir bemerken mit Vergnügen, daß die Vorliebe sich den historischen Costüms zuwendet.

An den Ballfracks erkennt man wenig Veränderung in dem Schnitte, wohl aber Anderes, das bei den Ceremoniefracks nicht anwendbar ist. So sind viele Ball- und Soirée-Fracks von blauem, grünem oder dunkelrothem Tuche mit einem Sammetkragen in derselben Farbe, goldenen Knöpfen und Futter von weißem oder gleichfarbigem Atlas in den Schößen. Die schwarzen Fracks sind allerdings nicht ausgeschlossen, aber doch nicht mehr unumgänglich nöthig wie bei ernsten Ceremonien. Der Kragen an den Fracks ist noch immer ungemein niedrig und die Klappe halbbreit, während sie sich bis zu dem vierten Knopfe umschlägt. Der Leib liegt fest auf dem Körper an und man bewirkt dies neuerdings durch Anwendung einer Unterlage von Crinoline. Die Taille ist ferner eher schmal als breit und geht etwas über die Hüften herunter, während die Schößen bis in die Kniekehle reichen. Die Aermel haben die jetzt überall modische Form, sie sind nämlich rundlich auf der Achsel und nicht zu weit hier, erweitern sich aber an dem Ellenbogen, um von da an bis an das Handgelenk allmälig so eng zu werden, daß eben nur die Hand hindurch geht.

Während die Weste mit kleinem Shawlkragen, sehr hoch hinauf zugeknöpft, bei Anzügen zum Ausgehen fast allgemein bevorzugt ist, muß die Putzweste einen halboffenen Shawlkragen haben.

(F.) Was giebt es Neues für die Ballkleider zu erwähnen? Es sind stets Kleider mit Bäuschchen, mit kleinen gefältelten Volants und ein kurzer vorn offener Rock von Atlas oder Moire. Diese seit drei Jahren herrschende Mode ist auch in diesem Winter die allein giltige. Man hat nichts Anderes zu bieten. Das Einzige, das etwa zu erwähnen wäre, ist die ausgesprochene Tendenz, die Kleider hinten sehr lang zu tragen, wie die noch nicht allgemein durchgedrungene, den Kopfputz zu erhöhen. Die Damen am französischen Hofe und der Geldaristokratie tragen ihn so, während die Damen der wirklichen alten Aristokratie sich noch dagegen sträuben. Das gilt sowohl von den Hüten als von den Ballkopfputzen. Auf der einen Seite liebt man einen sehr hohe Pouf (wie man es nennt) oder Busch von Blumen, über den schwarze oder glänzende Grashalme oder Federn hinausragen. Es fehlt diesem Haarputze nur noch der Puder, der allerdings auch gar nicht selten angewendet wird und zwar Goldpuder oder weißer, je nach der Farbe des Haares. Die andere Partei, welche diese hohen Kopfputze verwirft, zieht — und unserem Geschmacke nach mit Recht — die Guirlanden vor.

Wir sahen kürzlich zwei Damen, die Audienz bei der Kaiserin Eugenie hatten und deren Anzüge Muster der jetzigen Mode genannt werden können. Die Eine erschien in einem Kleide von sehr lebhaftem ponceaurothem Sammet mit ziemlich langer Schleppe und Chinchillabesatz; der Ueberzieher (die polonaise) war von gleichem Stoffe und gleich garnirt, die Nähte auf dem Rücken aber waren mit schwarzer Guipure belegt und die sehr langen Aermel fielen bis auf die Hand, was jetzt die Mode verlangt. Der weiße Tüllhut war an dem Schirme mit Blonden geruchet und hatte hohe rothe Federn nebst weißen Bindebändern; unter dem Schirme schwarze Spitzen mit einer Rose von rothem Sammet. Die Stiefelchen waren von derselben Farbe wie das Kleid, mit schwarzen Spitzen garnirt und mit rothen Absätzen versehen. Kein Muff, da ein solcher bei einer Audienz nicht passend ist. Die andere Dame trug ein weiß, grau und schwarz auf violettem Grunde geflecktes Kleid von Moire antique und eine mit reichen Spitzen garnirte Mantille von demselben Stoffe, die wie ein kleiner Doppelshawl aussah. Das Schleppenkleid hatte nur drei schmale Volants, die wie eine Ruche ganz unten angebracht waren. Dazu ein nicht zu hoher Hut mit schwarzen und pensée Federn, sowie mit weißgetüpfelten schwarzen Bindebändern.

In kleinen Soireen, im Theater oder zum Diner tragen junge Mädchen und selbst Frauen noch immer farbige Filets oder Goldnetze, oben auf dem Kopfe mit Blumen auf einem Streifen von Blonde. An den Goldnetzen kann man auch Blumen zwischen zwei niedlichen weißen, rothen und blauen Straußenfedern, mit einem Strauß Röschen in der Mitte, anbringen.

Was die Kleider zum Ausgehen betrifft, so ist das Leibchen an denselben noch immer das Westenleibchen oder jenes, das ein Figaro-Leibchen vorstellt.

Sehr großen Beifall findet neuerdings das ungarische Leibchen von Posamentirarbeit.

Viele Hüte werden jetzt sehr tief in den Nacken fallend getragen. Der Kopf ist von Tüll und auf denselben fallen einige Schleifen schmalen Bandes. Andere

haben an der Seite ein dickes Sammetgefältel, das durch einen Sammet- oder Taffetstreifen gehalten wird, der nicht selten an seinen beiden Endpunkten eine oder zwei Federn hat, deren eine sich unter den Schirm herunter legt.

Modenblatt № 7.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Haarputz, der aus einem Haarkranze rund um das Gesicht und einer Schleife tief im Nacken besteht und um den eine Blumenguirlande gelegt ist; Kleid von Muslin mit glattem, ziemlich tief ausgeschnittenem Schneppenleibchen, das eine aus zwei schmalen Volants bestehende Berthe und darüber eine Garnitur von ausgezackten rosa Bandblättern hat; ganz kurze Aermel; der weite Rock ganz mit schmalen Volants bedeckt, über die sich der Länge nach, von der Taille aus bis hinunter an das Ende Ruchen von ausgeschnittenen rosa Bandblättern ziehen; Glacéhandschuhe; schmale Goldarmbänder; Bouquets; Schuhe.

2. Haarputz mit einigen weißen Blumen an der Seite und oben über der Stirn; Kleid von weißem Taffet mit ausgeschnittenem runden Leibchen, auf dem sich vorn ein Besatz von schwarzen schmalen Spitzen befindet und um das sich ein schmaler weißer Gürtel legt; kurze bauschige Aermel, ebenfalls mit schwarzen Spitzen; auf dem Rocke unten bis zur Hälfte herauf ein Tarletanbäuschchenbesatz mit fünf Reihen schmaler schwarzer Spitzen; halblange weiße Glacéhandschuhe; schmale Armbänder; Fächer; Taschentuch; Schuhe.

3. Anzug eines kleinen Mädchens, an dem die hohe Chemisette, die mit schwarzen Bändchen durchzogen ist und die dazu gehörigen langen und engen weißen Aermel, ebenfalls mit schwarzen Bändchen, besonders zu beachten sind.

4. Einfacher Haarputz mit schwarzem Netz; Kleid von grünem Taffet mit halboffenen Westenleibchen, auf dem eine sich vorn kreuzende Pelerine liegt, die unten mit einer Reihe ganz schmaler Volants, sowie mit einem rund herumgehenden schwarzen Sammetbande garnirt ist; halblange und halbweite Aermel, an der Achsel mit zwei kleinen Volants, unten ebenfalls mit solchen Volants und mit einem breiten Sammetstreifen; auf dem Rocke unten kleine eigenthümlich geordnete Volantshäufchen und drei rund herumgehende breite Sammetstreifen; Chemisette mit Kragen; geschlossene buschige weiße Unterärmel; Schuhe.

5. Modischer Herrenanzug.

Stahlstich № 7.

Elise Schmidt.

(Nach einer Photographie von Hanfstängel in Dresden.)

C. v. Gl. — Elise Schmidt ist in Berlin geboren. Schon als halbes Kind ging sie zur Bühne, verließ dieselbe jedoch mit zwanzig Jahren und schrieb gleich darauf ihr großartiges dramatisches Gedicht: „Judas Ischariot"; es erregte ungeheures Aufsehen. Viele der bedeutendsten Kritiker und Aesthetiker, Rosenkranz, Kuno Fischer, Gottschall, Rötscher u. A. sprachen ihre höchste Anerkennung aus. Kuno Fischer sagt z. B. von dem Dialog zwischen Christus und Judas:

„. . . Er gehört zu dem Größesten, was ich überhaupt gelesen; in diesem Dialog ist jene Congruenz von Inhalt und Form, von allmächtiger Gedankentiefe und lapidarisch-energischem Ausdruck vorhanden, der dem Drama einen künstlerischen Charakter von klassischer Höhe giebt. Der größte Gährungsprozeß der Weltgeschichte ist in diesen beiden dramatischen Figuren wirklich verkörpert: das Selbstgefühl des Weltuntergangs in der einen, das Selbstgefühl des Weltaufgangs in der andern. Diese schwierigste Aufgabe aller dramatischen Charakteristik ist der Verfasserin vollkommen wahr und ergreifend gelungen."

Auf dieses Erstlingswerk lies die junge Dichterin ein Drama folgen:

„Der Genius und die Gesellschaft", das in Berlin, Dresden, Frankfurt a. M. u. s. w. mit Beifall gegeben wurde. In einer neuen Bearbeitung ist dies Stück jetzt wieder in der „Deutschen Schaubühne" erschienen und an die Bühnen versendet. Ferner schrieb die Dichterin die Dramen: „Machiavelli" (in Berlin und Weimar aufgeführt), „Peter der Große und sein Sohn" und endlich „Preußens erster Friedrich", ein Stück, das zur Krönungsfeier des jetzigen Königs in Berlin gegeben und mit großer Anerkennung aufgenommen ist*).

Berühmt ist Elise Schmidt als Vorleserin griechischer Trauerspiele. Als solche hat sie in London, Berlin, Hamburg, Frankfurt a. M., Königsberg (im Leipziger Gewandhause trat sie ebenfalls auf) u. s. w. glänzende Triumphe gefeiert. Gegenwärtig befindet sich die Künstlerin in München, um dort nach mehrjähriger Pause ihre Vorlesungen wieder zu beginnen. Vielleicht wird sie von dort aus noch andere Städte besuchen.

*) Die eben erwähnten Dichtungen erschienen fast alle im Druck, einzeln und in Bände zusammengestellt. D. R.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Verlag von Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig. — Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Nach einer Photographie

Druck u. Druck v. Meyer in Leipzig

Elise Schmidt

Verlag v. Brunnquelle's Buchh.